

Ein Doppelleben [Fortsetzung]

Autor(en): **Widmann, Joseph Viktor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 39

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644984>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 39 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 29. September 1923

Herbscht.

Von Walter Morf.

D'Sunne zündet dür e Boge
Und verguldet ds graue Tor.
's singt es Beieli es Rüngli
Mir e Melody i ds Ohr:

's isch mer geng, es lig drhinder
No wie einisch, ds Paradys.
Was dert blüej, was dert glüej
Sygi no, wie einisch, mys.

's chunt e dicke Näbel z'dyche,
d'Byse geit dür ds Miesch und ds Gschtrüch,
Und e-n-alte Saarboum hozlets
Ueber ds Tor us wie-n-es Gschüch. —

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann.

11

Einen Augenblick schwanden alle anderen Besorgnisse Stauntons, als er an das Bett der Kranken trat und die Patientin ihm ihre heiße Hand entgegenstreckte, während ein dunkles Rot flüchtig das blasse Gesicht erglühen machte. Aufrichtiger Schmerz um Georgine erfaßte den erschütterten Staunton, der wohl erkannte, daß sich die Leidende von diesem Anfälle nie mehr erholen würde. Er sank an ihrem Bette nieder; er küßte die schmale weiße Hand und Tränen umflorten seinen Blick, als er mit einem Gefühle tiefer Zerknirschung in die großen dunkeln Augen des von ihm getäuschten Weibes sah. „Du wenigstens wirst es nicht mehr wissen,“ sagte er sich allerdings in demselben Atemzuge, mit dem er seinem gepreßten Herzen Luft machte. Denn es gehörte zu der eigentümlichen Anlage dieses Mannes, sich mitten in Drangsal, Reue und Leid die tröstliche Seite eines Unglückes, das ihn traf, zu vergegenwärtigen, und eben dieses Talent, wenn man es so nennen will, bewirkte dann nur zu häufig eine Erleichterung des Gemütes, die der Wirkung wahrer tiefer Reue hinderlich war. „Sie wird sterben,“ sagte sich Staunton und ein inneres Weh krampfte sein Herz zusammen; „aber sie wird die Schmach nicht erfahren, die ich ihr angetan habe; ich werde in ihrer Seele nicht sterben.“ Dies setzte er hinzu und fand in diesem Gedanken eine elastische Kraft, die ihn aufrecht erhielt.

Bald aber beunruhigte ihn der Gedanke, daß Georges dort oben am Ontario verweile und daß jede Stunde, die er dort zubringe, ihm vielleicht das Geheimnis enthüllen würde. Aus dieser Unruhe wurde er am dritten Tage nach seiner Heimkehr durch Georges selbst gerissen, der, nachdem sein Forschen nach dem Vater vergeblich gewesen,

zur Mutter zurückeilte und hier zu seiner Bewunderung den Vater antraf. Auf den ersten Blick schon erkannte Staunton, daß Georges nichts entdeckt habe. Freilich fragte er mit Befremden, wie es doch komme, daß man dort oben an den Seen, wo der Vater so häufig und so lange weile, von ihm so gar nichts wisse. Aber da Georges nicht gewohnt war, bei Fragen rein praktischer Natur mit Aufmerksamkeit zu verweilen, ließ er sich abfinden mit der Antwort, daß eben die Holzfällerniederlassungen Stauntons schon längst viel weiter nordwestlich verlegt worden seien und daß zudem Staunton einige seiner Geschäfte in dortiger Gegend aus rein merkantilen Gründen im Namen verschiedener Handelsfirmen betreibe. Der junge Künstler gab sich mit dieser Ausflucht um so eher zufrieden, als ihn, wie wir bald sehen werden, ein neues Gefühl bewegte, das sein ganzes Innere erfüllte und beherrschte. Und dann war der Zustand der Mutter ein so beängstigender, daß Vater und Sohn, die von nun an hauptsächlich am Krankenbette einander trafen, über geschäftliche Dinge aus begreiflichen Gründen so wenig als möglich sprachen.

Es kamen einige stille Tage, in denen jedoch Georgine ihrer Auflösung immer mehr sich näherte. Eines Abends, als Georges nicht im Zimmer anwesend war, umschlang Georgine ihren bekümmerten Gatten mit dem rechten Arm und bat ihn, sein Antlitz dem ihrigen zu nähern, da sie ihm noch etwas zu sagen habe, bevor sie sterbe. Es betreffe Georges. Der Sohn habe der Mutter ein Geheimnis anvertraut. Staunton schauderte unwillkürlich. „Ein süßes Geheimnis,“ setzte Georgine mit mattem Lächeln hinzu. „Er hat dort oben, wo du gewöhnlich weilst, in einem

Hause im Walde, das sehr schön liegen muß, ein Mädchen gefunden, das er liebt.“

Staunton erblaßte und zuckte zusammen. In neuer Gestalt stand der Racheengel vor ihm.

Georgine fuhr fort: „Er sah das Mädchen in einer von der Herbstsonne beschienenen Waldeslichtung vor dem einsamen Hause sitzen; du weißt, er ist ein Künstler, der alles anders sieht als gewöhnliche Sterbliche. Ihm schien ein Glorienschein das blonde Haupt zu verklären. Das Mädchen dürfte den Namen eines Erzengels tragen, doch heißt sie mit irdischem Namen — Alice Bernon!“

Staunton stöhnte auf in der Marter, die jedes dieser unschuldigen Worte der Gattin ihm antat.

Die Kranke bemerkte es nicht und fuhr fort: „Nicht wahr, du versprichst mir, dich nach den Leuten zu erkundigen, wenn ich tot bin? Und wenn es rechtschaffene Leute sind und wären sie auch niedern Standes und nicht mit großen Glücksgütern gesegnet, so laß unsern Sohn der frühen ersten Neigung seines Herzens folgen. Das ist doch das einzige Glück, das diese Welt gewährt.“

So sprach Georgine und Staunton drückte ihr stumm die Hand, was sie als ein Zeichen aufnahm, daß er so handeln wolle, wie sie es verlange. Dann versank sie, mit dem Lächeln einer selig Verklärten auf den Lippen, in einen tiefen Schlummer und träumte vielleicht von der glücklichen Zukunft des Sohnes, die sie nicht mehr erleben sollte.

Noch einige Tage und Nächte nach dieser Unterredung der Gatten glomm der schwache Lebensfunke in der Kranken weiter. Es waren Tage und Nächte schrecklicher Seelenleiden für Staunton, der jetzt seine Schuld auf die empfindlichste Weise büßen sollte.

„Was soll ich beginnen?“ ächzte er, indem er sich schlaflos auf seinem Lager wälzte. „Georgine stirbt; aber der Fluch meines Doppellebens weicht mit ihrem Tode nicht von mir. Georges liebt Alice! Nach dem natürlichen Gesetze, das in jugendlichen Herzen waltet, haben sich diese beiden gefunden, Kinder zweier Mütter, die nichts Gemeinsames haben als — den Gatten. Wie soll ich die Verbindung, auf die sie hoffen, verhindern? Soll ich mich nach dem Tode Georginens dem Sohne entdecken? Aber das heißt ihm beide Eltern rauben und, mehr als das, seine erste Liebe zerstören. Und wodurch sie zerstört würde? Durch die Schuld des Vaters, durch einen verjährten Frevel dessen, dem mein Sohn nur Gutes zu danken sich gewöhnt hatte! Und das Glück Alicens untergrabe ich zugleich. Denn ihr darf er den Grund nicht gestehen, weshalb er sich plötzlich zurückzieht, nachdem er bereits von Liebe gesprochen zu dem holden Geschöpfe. Und ich? ich sollte dann wohl fortan als Bernon bei den armen Betrogenen dort oben am See wohnen und den Jammer mit ansehen, den ich angerichtet? Und bei alledem wäre der arme Georges ausgeschlossen von der Familie, in die ich mich zurückzöge! Ich Elender! Wo bleibt nun jenes Kraftgefühl, das mich einst trocken ließ allen Schwierigkeiten und wachsen mit den Gefahren?“

Es ist nicht zu verwundern, daß der Gedanke, durch einen Schuß von all dem Elend sich zu befreien, in solchen Nächten bei Staunton wiederholt sich einstellte. „Was ist

der Schmerz?“ so fragte er und gab sich die Antwort: „Nichts ist er, sofern er nicht im Bewußtsein wurzelt. Wohlan! So ersticke ich dieses Bewußtsein, lösche es aus mit dem Druck eines Fingers an der Waffe... und ich bin geheilt. Aller Schmerz ist vorbei.“ Aber dann wieder erinnerte er sich, daß er mit dem Pistolenschusse wohl sein eigenes Bewußtsein auszutilgen vermöge, nicht jedoch gleichzeitig das der anderen. „Die Ueberlebenden,“ jammerte er, „die dann erst recht in schwere Anfechtung geraten werden! Soll ich Feigling mich fortstellen und die anderen tragen lassen, was von Rechts wegen meine Bürde wäre?“

So verwarf Staunton auch diesen Gedanken und begann aufs neue seinen Geist anzustrengen, um einen Ausweg zu finden aus all dieser Drangsal. Zuletzt entdeckte er etwas, das ihm Rettung schien für alle, obschon er sich nicht verhehlen konnte, daß das Mittel ein immerhin gefährliches wie ein zweischneidiges Schwert, das nicht nur den Gegner verwundet, sondern auch den Verletzten kann, der es schwingt. Er beschloß, wenn erst seine arme Frau den letzten Atemzug würde getan haben, zwar nicht zu sterben, aber in ein fernes Land außerhalb der Vereinigten Staaten zu fliehen. Seinem Sohne Georges wollte er einen Brief hinterlassen, worin er ihm zu sagen gedachte, der Schmerz um die Gattin treibe ihn fort in fremde Länder. Ebenso gedachte er an Grace zu schreiben, irgend ein dringender geschäftlicher Grund — er wußte noch nicht, ob er die Verfolgung des betrügerischen Agenten vorschützen oder eine andere Lüge ersinnen wollte — zwingen ihn, Amerika auf einige Zeit zu verlassen. Wohl beraubte er sich auf diese Weise der Seinigen, die er liebte. Aber eben diese Liebe zwang ihn, zu ihrem Besten so zu handeln. War er nur in weiter Ferne, so blieb die Entdeckung wenigstens aufgeschoben und dann — nun, die Zukunft mochte ihm dann weitere Hilfsmittel bieten, dies Doppelleben bis ans Ende durchzuführen ohne Verrat an dem Geheimnisse, das so vielen Lieben ihr Teuerstes bedrohte.

Aber Georges und Alice? Was sollte aus diesen beiden werden? Staunton schloß dieser Frage gegenüber Ohren und Augen. „Möge da geschehen, was geschehen muß,“ murmelte er mit fatalistischer Ergebung. „Sie sind ja beide gut, unschuldig, da Schuld nur da besteht, wo Einsicht in die Sünde ist, Bewußtsein von der Verkehrtheit einer Handlung. Wenn niemals ein grausames Geschick ihnen enthüllt, wer sie sind, so werden sie glücklich sein.“

Wohl hätte Staunton sich vergegenwärtigen müssen, wie er soeben an sich selbst das erfuhr, was er Grausamkeit des Schicksals, Rücksichtslosigkeit der das Leben lenkenden höheren Mächte nannte. Er hätte sich zurufen müssen: Es ist genug an deinem Frevel. Soll denn die Sünde fortwuchern von Geschlecht zu Geschlecht? Und wird nicht, wenn später dereinst eine Enthüllung stattfinden sollte, dieselbe alsdann viel fürchterlichere Folgen haben, als sie jetzt solche haben könnte? Aber Staunton hätte in diesem Falle dem Sohne sich entdecken müssen, hätte das, was er tief im Innersten der eigenen Brust als verschlossenes Geheimnis bewahrte, einem zweiten auf die Seele wälzen müssen. „So lange niemand von diesen Dingen weiß außer mir, so lange sind sie nicht,“ sagte der verblendete Mann und fand in dem Augenblicke, da er dies sich zurief, neue Energie,

um alles so vorzukehren, daß eine Entdeckung unmöglich würde. Er verfaßte in einem Testamente, das er in den für Georges bestimmten Brief legte, sein Haus und den größten Teil seiner Reichtümer diesem seinem Sohne; doch behielt er eine hinlänglich große Summe, um fernerhin nicht nur sich selbst zu erhalten, sondern auch den Seinen in Vernon-House bedeutende Unterstützungen aus der Ferne zufließen zu lassen. Alles richtete er so ein, daß niemand zweifeln konnte, tiefe Melancholie, eine an Geistesstörung grenzende Schwermut über den Tod der Gattin habe ihn in die Ferne getrieben. Und als diese Vorbereitungen eben beendet waren, trat das längst erwartete Trauerereignis ein; Georgine starb sanft in den Armen ihre Sohnes und ihres erschütterten Gatten.

Am Tage nach der großartigen Leichenfeier, die nach römischem Ritus abgehalten wurde, war Staunton verschwunden und Georges im Besitze des Briefes des Vaters und seines Erbteils. Der junge Mann berichtete in großem Schmerz über den Tod der Mutter und die plötzliche heimliche Abreise des Vaters seiner Alice brieflich alle diese Ereignisse. Wenige Tage darauf reiste er dorthin, wohin sein Herz ihn trieb, und es ereignete sich, wie einst bei seiner Mutter, als sie um ihre Toten weinte, daß der Genius mit der gesenkten Fackel sich plötzlich als der mit der emporgehaltenen Flamme des Lebens offenbarte, so daß auch bei ihm die Stunden des Leidens in Stunden der Liebe sich auflösten, einer reinen edeln Liebe, die den trauernden Ernst und die heilige Wehmut nicht ausschließt.

Aber welche Verwunderung ergriff die nun Verlobten und mit ihnen Alicens Mutter, Grace, als eines Tages ein Brief eintraf aus Rio Janeiro, ein Brief „Vernon“ gezeichnet, einer jener linkschändigen Briefe „des Vaters“, worin zu lesen stand: „Das Geschäft mit dem ungetreuen Buchhalter, der mich in die Ferne trieb, wäre befriedigend beendet, indem ich den Flüchtling hier ereilt und den Behörden übergeben habe. Aber gleichwohl kehre ich nicht zurück. Ich habe hier einen Herrn aus New York getroffen, einen Mr. Staunton, der in tiefer Schwermut nicht weit davon war, seinem Leben ein Ende zu machen; ich habe ihn auf einer einsamen Wanderung am Strande in einer Situation getroffen, die einen derartigen Entschluß stark anzudeuten schien. Ich kann nicht sagen, wie es gekommen ist: Wir sind Freunde geworden; mein Einfluß auf ihn ist ein sichtlich heilsamer. Aber Mr. Staunton will um keinen Preis in diesem Jahre nach Amerika zurückkehren, wo er seine geliebte Gattin begraben hat. So habe ich ihm denn versprochen, ihn auf einer Weltreise zu begleiten, die ihn erheitern soll und mir, da sie auf seine Kosten gemacht wird, Gelegenheit gibt, ohne Auslagen meinerseits die Welt zu sehen. Adressiert Eure Antwort postlagernd nach Melbourne in Australien.“

„Unsere Väter vereint!“ jubelten die erfreuten ahnungslosen Kinder und man kann glauben, wie rasch sie sich hinsetzten, ausführlich an die beiden Männer zu schreiben, die sie sich als Freunde dachten. Auch wird man nicht zweifeln, daß außer der dringenden Bitte, die Väter möchten nach Vernon-House zurückkehren, die weitere Bitte um den Segen zu dem Ehebunde ihrer Kinder in den Briefen ausge-

sprochen war, die an die Adresse Mr. Vernons nach Melbourne abgingen.

Allyses Staunton hatte seine ganz besonderen Ziele, indem er in seinem verschlagenen Geiste dieses Projekt ausfaßte. Er mußte die „beiden Väter“ zusammenbringen, damit der eine der beiden, der nicht mehr brauchbar war, aufgehört konnte zu existieren. Staunton sollte in der Vorstellung seines Sohnes sterben. Aber dieser Tod brachte nur Vorteil, wenn er dem Sohne auf sichere Weise bekannt gegeben wurde und zugleich dem keineswegs Verstorbenen die Möglichkeit lieferte, auch ferner mit den Seinen allen wenigstens in brieflichem Verkehr zu bleiben und auf diese Weise ein Mitgenosse ihres ungetrühten Glückes zu werden. Darum mußten die Väter sich gefunden haben; in Vernons Armen sollte Staunton ausatmen, nachdem er vorher noch seine Einwilligung zur Verbindung seines Sohnes gegeben hätte. Georges würde den Verlust seines Vaters, so kalkuliert Staunton, zu keiner Zeit leichter ertragen als jetzt, da ihm in Alice und deren Verwandten ein neues schöneres Familienglück aufblühte. Immerhin sollte dieser Tod Stauntons nicht zu früh ausgespielt werden, weil andererseits mit dem Tode Stauntons der Grund wegfiel, der Vernon von seiner Familie trennte.

(Fortsetzung folgt.)

Inselfonntag.

Von Robert Scheurer.

Schwellende Segel! Blikende Fluten!
Sonnlichtdurchzitterter herbstlicher Duft!
Singen und Jauchzen und klingendes Lachen
Fröhlichen Jungvolks durchfließen die Luft.

Sei, wie die sehnigen Ruderer werfen
Unter der Mädchen glutflammendem Blick!
Nehzende Stangen! Keuchende Lungen!
Augen durchstrahlt von erwartetem Glück!

Sonnlichtdurchtänzelt Eichengründe,
Planten, getürmet mit Bratfisch und Wein,
Waldhorn und Flöten und hüpfendes Geigen
Laden sinnrückend zur Feier ein.

Heidividium, wie die Röde jetzt fliegen!
Sei, wie die Wangen und Augen erglüh'n.
Feurig Gewirbel und Tanzen und Jauchzen
Widerhallwedend die Stämme durchzieh'n!

Was sich für Stunden in Freundschaft gefunden,
Schlängelt sich strandwärts zu Nixe und Nid;
Flüsterndes Schilf und verschwiegene Pfade
Einen sich gerne jungknospendem Glück.

* * *

Mondsilberschimmer auf raunenden Wogen!
Schwarz steht die Insel, ein nachtdunkler Traum.
Leis durchs Gestengel des lispelnden Rohres
Rieselst der Brandung weißflimmernder Schaum.
Fern hör' ein Schifflein, das lezte, ich schwinden.
Dampf trägt der Seewind den Ruderklang,
Trägt auch ein Liedchen, ein Liedchen von Lieben,
Leiden und Sterben — den uralten Sang ...